

Hallers Kampf um die deutsche Sprache

Autor(en): **Tschopp, Ch.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **31 (1935)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hallers Kampf um die deutsche Sprache.

Von Ch. Tschopp, Aarau.

„Es war eine Zeit, da ein schweizerischer Dichter ein Widerspruch schien. Der einzige Haller hob ihn.“ Damit kennzeichnet Lessing ein Verdienst, das wir vielleicht noch mehr bewundern, wenn wir wissen, welche Mühe es Albrecht von Haller (1708—77) nur schon kostete, ein deutschschreibender Dichter zu sein. „Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd.“ Dieses Geständnis in der Vorrede zur 4. Auflage seiner Gedichte (1748) schießt nicht nach irgendwelchem Lob, sondern ist nur zu wahr. Als Berner sprach Haller „bloß“ unsere Mundart, als Weltmann französisch, als Gelehrter aber Latein. Sein erster Erzieher war nach der Sitte der Berner Patrizier jener Zeit ein Welscher Namens Baillodz gewesen; die Briefe, die er Verwandten und Bekannten, z. B. seinem Schüler und ersten Biographen J. G. Zimmermann in Brugg, ja seinen eigenen Töchtern schrieb, lauteten französisch. Ein umfanglicher lateinischer Briefwechsel mit Joh. Gessner ist erhalten. — Gessner war jener Zürcher Naturforscher, der ihn als einer seiner besten Freunde 1728 auf der hernach berühmt gewordenen Alpenreise begleitet hatte.

Haller blieb zeitlebens ein Bewunderer des Lateins, so sehr ihm auch allmählich die deutsche Sprache ans Herz wuchs. Er ließ daran nicht rütteln, daß es die notwendige Voraussetzung einer an keine Sprachgrenzen gebundenen Wissenschaft bleiben werde. „Künftig wird man zehn Sprachen verstehen müssen, um nicht unwissend zu sein“. So beklagte er das Zurückweichen des Lateins. In einem Briefe Casanovas, der Haller, den Salzdirector von Bex (1758—64), besucht hatte, lesen wir: „Il (nämlich Haller) me montra une lettre d'un académicien de Berlin . . . qui lui disait que depuis que le roi avait lu sa lettre il ne pensait plus à supprimer la langue latine. Haller avait écrit à Frédéric-le-Grand, qu'un souverain qui réussirait dans la malheureuse entreprise de proscrire de la république des lettres la langue de Cicéron et de Virgile, élèverait un monument immortel à sa propre ignorance.“ — Wir dürfen zugeben: die Freizügigkeit für Professoren und Studenten hat dadurch gelitten, daß

die lateinische Sprache, dieses Esperanto der Wissenschaft, seine Geltung verloren hat. Wohin ist z. B. die weltweite Anziehungskraft der Universität Leiden verschwunden, die zu Hallers Zeiten, da man dort nicht holländisch, sondern eben lateinisch lehrte und lernte, von Schülern aller Völker besucht wurde? Andererseits werden uns gerade in den lateinischen Briefen Hallers die Grenzen dieser doch irgendwie künstlich gewordenen Gelehrtensprache offenbar; so wenn er etwa schreibt, er wolle die „Grindelia vallis“ besuchen; oder wenn er bei seinem schon erwähnten Zürcherfreunde weiße Seide bestellt „quale proxime adcepi, sed si fieri potest mit großen Strangen“ (wie ich kürzlich erhalten habe, aber wenn möglich mit großen Strangen).

Als Haller 1736 als Anatomieprofessor nach Göttingen berufen worden war, machte es ihm anfangs recht Mühe, das in der Gesellschaft von ihm geforderte Hochdeutsch zu sprechen, während er als Lehrer natürlich nur lateinische Vorlesungen gab. Noch nach langem Göttinger Aufenthalt gestand er (in der Vorrede zur 3. Auflage der Gedichte): „Ich habe seit 6 Jahren mehr Gelegenheit gehabt, mir das Deutsche bekannt zu machen, das zwar einigermassen meine Muttersprache ist, aber in meinem Vaterlande viel unreiner und fast seltener gesprochen wird, als das ganz fremde Französisch . . . Viele Wörter sind bei uns gebräuchlich, die bei andern veraltet sind und tausend andere in Sachsen in beständigstem Gebrauch, die ein Schweizer nicht ohne ein Wörterbuch versteht.“ Bei dieser Klage kann man daran erinnern, daß Luthers Bibel im 16. Jahrhundert mit förmlichen Wörterbüchern für die Schweiz versehen werden mußte.

Man mag es vielleicht nicht gern in Rechnung stellen, aber es verhält sich doch so, daß der kaum 20jährige Haller, als er seine Gedichte schrieb, sich bei der Wahl des Deutschen auch etwas durch den Reiz der überwundenen Schwierigkeit bestimmen ließ. Ganz entsprechend wies er den reimlosen Hexameter mit der Begründung ab, dieser Vers sei zu leicht und leichte Arbeit auch in der Dichtkunst schlecht.

Aber waren die Schwierigkeiten wirklich überstiegen, als der 24jährige Haller 1732 seinen einzigen, später nur noch durch wenige Verse erweiterten Gedichtband herausgab? — Nein, dies war in einer Weise nicht der Fall, die uns den Erfolg unbegreiflich erscheinen ließe, wenn wir nicht die eindrucksvolle Gedankenmacht der Verse und die noch verhältnismäßig unsichere Festlegung des damaligen Schriftdeutsch berücksichtigten. Schönaich wickelte in seinem 1754 er-

schienenen Buch „die ganze Aesthetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch“: „Wir wollen ein Mittel angeben, sich zu einem Haller zu modeln: 1. lerne weder konjugieren noch deklinieren, denn dies Geheimnis gehört allein den Gelehrten und fremden Sprachen; 2. erlaube man sich alle nur möglichen Fügungen der Wörter; 3. sei man durchaus nicht deutlich: dies überlasse man den Prosaisten, Franzosen und Gottscheden.“ Diese Beurteilung war ja gewiß übertrieben und berücksichtigte vor allem nicht die Tatsache, daß seit 1732 schon verschiedene, bedeutend verbesserte Auflagen der Gedichte erschienen waren; immerhin widersprach sie aber auch nicht ganz dem Eindruck, den sogar entschiedene Freunde Hallers besonders von den ersten Auflagen der Gedichte empfangen hatten. „1. lerne weder konjugieren noch deklinieren“: Schon der Titel der ersten Auflage „Versuch Schweizerischer Gedichten“ vermöchte das zu belegen. Ähnliche Mehrzahlgenitive, „der Feinden“, „der Söhnen“, „der Vättern“, „der Geschirren“ findet man in der Zürcher Bibel von 1638, ja noch in einem Neudruck von 1719. In der 2. Auflage der Gedichte 1734 waren solche Fehler übrigens größtenteils ausgetilgt.

Viele Wörter, die Haller verwendete, waren entweder falsch oder ungebräuchlich: „In seinem Tun gemein“ soll ein leutseliger Mensch heißen, wobei der Ausdruck genau in dem Sinne galt, den er bei uns, wenigstens auf dem Land, immer noch besitzen kann. Gelegentlich schlug infolge der Verwendung ungebräuchlicher Ausdrücke die Würde der Hallerschen Dichtung in Lächerlichkeit um; so lesen wir etwa: „... Wenn zwischen Haß und Gunst bei ihm ein Abtritt ist“ (d. h. eine Kluft besteht). Nicht mehr beliebte Unarten waren es auch, wenn Haller von der schlesischen Schule, insbesondere von seinem frühesten Dichtervorbild Lohenstein Wendungen dieser Art übernahm:

„Wie der Verzweifelte noch höhnen und trogen kann.“

„In ein- nicht reiner Hand ...“

Darauf und auf einige sehr kühne, zum Teil aber auch eindrucksvolle Wortzusammensetzungen mag sich der Vorwurf beziehen „2. erlaube man sich alle nur möglichen Fügungen der Wörter.“

„3. sei man durchaus nicht deutlich“: Haller sei schwer zu verstehen, war die allgemeine Klage der Zeitgenossen. „Hallers Schreibart ist von großer Dunkelheit; manche Stelle kann außer ihrem Verfasser niemand verstehen; seine Sprache ist voller seltsamer und unbekannter Wortfügungen; er hat viele rauhe Wörter, Silbenmaße

und Reimen; seine Schreibart ist wie eine Seuche, die den deutschen Geschmack ansteckt; unter 16 Zeilen ist kaum eine, die man ohne Tadel passieren lassen kann.“ („Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“, Buch von Anhängern Gottscheds geschrieben.) Davan war nicht wenig Schuld, daß seine Sprache in der Schule des Lateins geformt worden war. Haller bewunderte vor allem die Gedrungenheit dieser Sprache, etwa in der Stelle Lukians: „...meruitque timeri nil metuens“. Er versuchte ebenso kurz zu sein, oft mit Erfolg: So benutzte er sehr häufig das Participium praeteriti:

„Sein Name wird noch blühen, wenn längstens schon verweht
Die letzte Asche sich in Wirbelwinden dreht.“

oder „Sein Arm, bewehrt mit Stahl, sein Mund beschäumt
mit Geifer, droht Tod und Untergang...“

Oft aber hätte Haller, wie es gelegentlich Annette v. Droste tat, Horazens *Ars poetica* anführen können: „Brevis esse laboro, obscurus fio.“ Viel bespottet wurde der Vers in der „Zueignungsschrift“ für den Schultheißen Steiger:

„Er — nämlich der Himmel — lohnt Mäcenen mit Maronen
und Tugend mit Unsterblichkeit...“ („Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones.“ Martial). Unter den Verspotttern dieser Stelle war natürlich auch Gottsched in der „Kritischen Dichtkunst“; J. J. Breitinger entrüstet sich darüber in seiner „Verteidigung der Schweizerischen Muse Herrn Dr. Hallers“ (1744): „Er (nämlich Gottsched) ist daselbst bemüht, einige Regeln von der Veränderung der eigenen Namen (= Eigennamen) durch die Abfälle (Casus!) festzusetzen; und diese Abhandlung beschließt er endlich mit dieser kritischen Warnung: Nur muß man hier allemal das Lächerliche zu vermeiden wissen und nicht etwa Mäcenen mit Maronen vergelten; in welcher Endung dieses Wort Kastanien andeutet.... Diesem Lehrsatz zufolge wird man den lateinischen Dichter bei seinem wahren Namen in der mehrern Zahl gar niemals nennen dürfen: und damit werden ja zugleich so viele berühmte Geschlechtnamen bei allerlei Nationen zu einer ewigen Vergessenheit verdammt, um keines andern Verbrechens willen, als weil sie durch ihren betrüglischen Schall einen ebenso lustigen Kopf, als zwischen des Herrn Professors Ohren sitzen müssen, auf fremde Begriffe führen können. Man wird, ohne den Herrn Professor zum Lachen zu bewegen, nicht mehr sagen dürfen, daß zum Ex. die Schwaben die größten Verfechter des Gottschedischen

Ruhms und Leipziger Wizes seien Und wer wird, ohne sich lächerlich zu machen, von witzigen Schlegeln, von gelehrten Bengeln und Karsten reden dürfen?“ — Ein köstliches Bild vom Kampfe der Zürcher gegen die Leipziger, bei dem das Recht nicht so einseitig verteilt war, wie gewisse Darstellungen glauben machen. —

Haller selbst versuchte sich gelegentlich gegen die Kritik zu verteidigen, die seine Sprache gefunden hatte. So ist diese bemerkenswerte Stelle aus einem lateinischen Brief an Joh. Geßner aus dem Jahre 1732 gewissermaßen eine Antwort auf einige Aussetzungen Gottscheds: Hinsichtlich des schließenden *e* mögen andere beurteilen, ob nach „lieben“ „Liebe“ zu sagen erlaubt ist, nicht aber nach „wählen“ „Wahle“, und ob „Wahl“ nicht einfach eine Abkürzung des Worts „Wahle“ sei. „Schwerde“ (statt Beschwerde) bietet Lohenstein, ein beweiskräftiger (*idoneus*) Schriftsteller. Wenn man „fäulen“ = faul machen, *putrefacere* noch nicht braucht, so sollte man es eben brauchen; wie von „trinken“ „tränken“, so leite man von „faulen“ „fäulen“ ab.“ (Bei dieser letzten Aufforderung mag man an Lessing denken, der Bode, dem Uebersetzer von Sterne's „Sentimental Journey“ das Wort „empfindsam“ empfahl und dazu schrieb: „Wagen Sie es! Was die Leser fürs erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen.“) — In einem weitem Brief vom 25. Dezember 1732, der ebenfalls an Geßner gerichtet, aber eigentlich für Bodmer bestimmt war, geht Haller noch gründlicher auf die Vorwürfe ein: „Wenn über das schließende *n* (z. B. im Titel „Versuch Schweizerischer Gedichten“) die Sachsen anderer Ansicht sein mögen, so ist das ihre Sache. Was tut denn mehr Not, als den Genitiv vom Nominativ zu unterscheiden? Die deutsche Sprache hat beides sonst überall sorgfältig auseinandergehalten. Ist nicht durch Analogie zu schließen, daß die Kasus, die in der Einzahl durch *s* unterschieden werden, in der Mehrzahl durch *n* unterschieden werden müssen? Das halte ich wirklich für keinen Fehler, und glaube, daß jene zimperliche Sprachform (*delicata enun- ciatio*) der Klarheit der Rede Eintrag tue . . . In Bezug auf „Wahle“ und das schließende *e* ziehe ich ebenfalls einen Analogieschluß: Warum sagt man „die Sage“, „die Lüge“, und warum sollte man nicht sagen können: „die Wahle“ . . . „Du wirst, wer dich bestreitet, schlagen“: Ich gestehe,, daß diese Satzbildung aus dem Französischen herübergenommen ist: „*tu vaincras qui t'attaque*“ heißt es dort anmutig.“

Diese Ausführungen sind außerordentlich kennzeichnend für den Gelehrten Haller und für den vernünftigen und vernünftelnden Geist des Jahrhunderts, das gelegentlich eine Sprache mittels Analogieschlüssen und gemäß fremder, französischer oder lateinischer Gesetzmäßigkeit weiter zu bauen sich erlaubte. Andererseits ist für Haller, der ja zeitlebens ein Mann der strengen Selbstkritik und des unablässigen Lernens war, ebenso kennzeichnend, daß er die meisten beanstandeten Stellen trotz den eigenen Einwänden schließlich doch verbesserte. Ja, er verbesserte vielleicht nur zu viel, wiewohl dieser Einwand vor allem die manchen inhaltlichen und weniger die noch bedeutend zahlreichern sprachlichen Veränderungen trifft. Ein fleißiger Forscher hat in den 11 Auflagen des kleinen Bändchens Gedichte über 1600 Verbesserungen gezählt, davon in der 3. Auflage (1743) gegen 470, in der 4. über 400. Es ist vor allem der berühmte königliche Leibarzt und weit weniger berühmte Dichter P. G. Werlhof in Hannover, dem ein großes Verdienst an dieser sprachlichen Reinigung zukam. Das beweist uns der Briefwechsel der beiden Freunde, besonders aus den Jahren 1736—53, der übrigens englisch geführt wurde.

Hallers lebenslängliche Bemühungen um die deutsche Sprache waren sehr von Erfolg belohnt, so daß viele Stellen seiner Altersschriften, besonders der drei politischen Romane von vorbildlicher Klarheit, Einfachheit und Gedrungenheit sind, wiewohl sie immer etwas wie, allerdings hervorragende, Uebersetzungen aus dem Lateinischen klingen. Besonders auffallend und für uns vorbildlich ist sein Bestreben, in fast „puritanischer“ Weise fremdwortrein zu schreiben: In seiner Jugend hatte er wie fast alle Welt geradezu in Fremdwörtern geschwelgt. So lesen wir in seinem „Journal der Reisen, so durch Niederdeutschland in Cie von Mrs Morlot und von Diesbach getan, De 15. July ad 29. Aug. 1726“: „Die Maille-Bahn (von Utrecht) ist magnifique, mit 4 Rehen Bäumen und bei 200 Schritte lang. Die Bäume, die sie eigentlich formieren, machen einen Triumphbogen am Anfang, den man vom Ende en perspective sieht. Die Aedificia publica sind allerseits schlecht. . . . Man kann dort galante Compagnien frequentieren und in Assembléen gehen. . . . Albinus der Jüngere ist ein commodor Mann. Leusden ist en qualité de chanoine ein Glied des Hofes von Utrecht geworden. . . . Man arbeitet an einem horto medico. Platz genug, Pflanzen (so!) wenig. . . . In iure ist Herr Otto ziemlich berühmt, aber in Difficultaten mit dem lumine mundi Herrn Lampen, einem gelehrten Mann, der aber das

imperium ecclesiasticum zu weit zu extendieren beschuldigt wird. . . .“
 Meines Erachtens ist dieser Bericht kurz nach der Reise entstanden; denn ein Bericht aus dem Jahre 1732, der zwar hauptsächlich noch ältere Reisen behandelt, ist sprachlich bedeutend fortgeschritten und beweist uns, wieviel Haller in kurzer Zeit gelernt und, vor allem, wie sehr er sich der Fremdwörter entledigt hatte. Man vergleiche nur diese Stelle aus einem Bericht von einer andern, ältern Reise, die zufällig auch durch Utrecht führte. Abgesehen von Welschereien stimmt sie streckenweise fast wörtlich mit der oben wiedergegebenen überein: „Das Schönste ist die Maillebahn, die 1000 Schuh mit einer vierfachen Reihe Bäume beschattet ist. Der Anfang dieses Spielplatzes wird von Bäumen gemacht, die eine Art eines Siegerbogens vorbilden. . . . Die öffentlichen Gebäude sind meist ziemlich schlecht. . . . Zudem ist seit dem Friedensschluß alles hier etwas geselliger geworden und kann ein Fremder Versammlungen von Frauenzimmern und Spielgesellschaften besuchen. . . . Albinus der jüngere ist ein Mann, der die Lustbarkeiten etwas zu hoch schätzt. . . . Leusden war als Chorherr bei dem Erzstift ein Glied der Staaten geworden. . . . Ich besah den öffentlichen Garten, wo vieler Raum und wenig Kräuter sind. . . . Im Rechten war Otto berühmt, der aber mit dem berühmten Lappen nicht gar wohl stande.“

Später ist Hallers Prosa nicht nur viel gelenkiger, sondern auch noch fremdwortreiner geworden: So vermeidet er in seinem Roman „Fabius und Cato“ aus dem Jahre 1774 sogar das entschuldbare, ja eigentlich notwendige Wort „Konsul“. P. Cornelius Scipio ist für ihn immer nur der „neue Bürgermeister“. In den „Briefen über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung“ (1775—77) fragt Haller die, welche ihn zur Abfassung dieser Briefe aufgefordert hatten: „Haben Sie also genugsam überdacht, ob Ihr Freund, der Arzt, der Kräuterkenner, der Zergliederer, der Dichter, der Diener des Staates gelernt habe, Gottes Sache zu verteidigen?“ Wie nahe läge es, vom Mediziner, Botaniker, Anatomen, vielleicht sogar Politiker und der Zeitsprache gemäß vom Poeten zu sprechen. Haller war ein bewußter Berdeutscher, wie etwa die Vorrede zur 10. Auflage seiner Gedichte (1768) beweist: „Über ihm (nämlich dem Alter) fehlt das Feuer, der leichte Schwung und die Anmut, die man seit einiger Zeit mit einem entbehrlichen Wort Grazie nennt.“ Ja Haller, der doch sonst Latein für die gegebene, notwendige Sprache der Wissenschaft hielt, verfiel nicht in die Ausrede der Fremdwörtler,

die deutsche Sprache „genüge nicht“, wenn er einmal von seinem ureigentlichsten Gebiet, von der Anatomie und Physiologie deutsch sprach. Ein geradezu auffälliger Beleg dafür ist die zum Teil von ihm selbst besorgte und im übrigen unter seiner genauen Aufsicht entstandene Uebersetzung der berühmten „*Primae Lineae Physiologiae*“. 1770 erschien sie unter dem Titel „Erster Umriß der Geschäfte des körperlichen Lebens für die Vorlesungen eingerichtet. . .“. Als das Buch nach Hallers Tod in einer neuen Auflage (1781) erschien, nannte es der Herausgeber bezeichnenderweise schon „Grundriß der Physiologie. . .“ und bemerkte in der „Vorerinnerung“: „Die Kunstwörter sind zwar überall, wie in der ältern Uebersetzung deutsch geschrieben worden; denn die Sprache, in welcher ich schrieb, ist reich genug, und es bedürfte nur der Verabredung der deutschen Aerzte, das Joch des alten Ansehens gänzlich abzuwerfen. Ehe dieses aber wirklich erfolgt ist, mußte freilich die Dunkelheit und Zweideutigkeit der Ausdrücke, die bis hieher noch keine gewisse Bestimmung erhalten haben, zu Beschwerden Anlaß geben.“

Haller glaubte durchaus an die Befähigung des Deutschen, jenes vollkommene Instrument zu werden, auf dem man alles spielen könnte. In seinem „Verzeichnis der in Helvetien wildwachsenden Bäume und Stauden“ (1762) verrät er uns diese seine Ueberzeugung. Nachdem er eingangs betont hat, daß er deutsche Ausdrücke wähle, weil Landwirte und Botaniker sich sonst gegenseitig nicht verstehen, fährt er fort: „Man wird mir zugute halten, wenn ich mehr als ein Wort, das der Sprache noch abgeht, erfinde. Die deutsche Sprache hat zu den Wissenschaften das besondere Geschick, daß sie neue und dennoch verständliche und nachdrückliche Wörter zu gebären fähig ist.“ Diese Stelle erinnert übrigens an die Vorrede zu dem 1729 verfaßten Gedicht „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“: „Dieses Gedicht war eine Art des Gewettes: Mein Freund Dr. Stähelin und andere werthe Bekannte, die mir Basel zum angenehmsten Aufenthalte machten, erhoben die Engländer und rückten mir oft das Unvermögen der deutschen Dichtkunst vor. Ich nahm die Ausforderung an, da ich mich nach einer Krankheit langsam erholte und zu keiner andern Arbeit noch die Kräfte hatte. Ich suchte in einem nach dem englischen Geschmack eingerichteten Gedichte darzutun, daß die deutsche Sprache keinen Anteil an dem Mangel philosophischer Dichter hätte. . .“

Anwendung, Reinigung, Verteidigung der deutschen Sprache

waren für Haller immer eine mehr als nur rein sprachliche Angelegenheit. Er tadelte wiederholt die Nachahmungsfucht der Deutschen (z. B. in der Vorrede zu dem berühmten Kösel'schen Werke von den Fröschchen, aus dem Lateinischen übersetzt 1751), die doch so gut wie irgend ein Volk seien. Mit seinen Bücherbesprechungen versuchte er ausdrücklich „das deutsche Nationalgefühl zu heben“. In diesem Bestreben kämpfte er gegen das Französische, das er selbst äußerst gewandt sprach und schrieb. — Es sind sogar 5 französische Gedichte, wohl aus seiner Jugendzeit, erhalten, die schon durch ihre bei Haller etwas ungewohnten Titel „Résolution d'aimer“, „Déclaration“; „Succéz“ usw. und zudem durch ihren tändelnden Ton beweisen, wie sehr man mit der fremden Sprache auch fremde Art übernimmt. — Gegen das Französische war Haller nicht nur deswegen eingenommen, weil es das Deutsche bedrückte, sondern weil es durch seine allgemeine Verbreitung auch das Latein aus seiner Weltgeltung zu verdrängen drohte: „Nun vernachlässigt man eine so zahlreiche, an vortrefflichen Schriftstellern so reiche Sprache (nämlich das Latein), um in einer eingeschränkten, halbstummen Mundart zu schreiben, die nur die Gedanken einer einzigen Nation ausdrückt und aller andern Völker ihre verstellt.“ Mit solchen Worten drückte Haller seinen Unwillen gegen das Französische in dem Aufsatz „über das Verhältnis der Sprachen zu den Wissenschaften“ aus. So sehr diese Bewertung als einer „halbstummen Mundart“ ungerecht und nur vom Blickpunkt des Lateins einigermaßen zu begreifen ist, so richtig wird im Nachsatz der Zusammenhang von Sprache und Kultur betont. In einem Brief des 60jährigen (1768) an den Genfer Freund Bonnet faßt Haller sein Urteil in folgende Worte zusammen:

„Elle (nämlich die französische Sprache) a été très-bien cultivée: la grammaire est assurée par des auteurs classiques qu'elle a fournis en grand nombre depuis un siècle; les synonymes sont très-bien définis, sa marche est simple et uniforme. Mais, pour le style pittoresque et poétique, cette marche même l'empêche de s'éloigner de la prose; elle est attachée à une uniformité d'expressions, à un cercle magique dans lequel elle est renfermée. . . . Ses *e* muets sont la plus triste voyelle qu'on puisse imaginer. Il y a encore des diphtongues très-désagréables comme le *oui*; elle a négligé la valeur prosodique des syllabes, de là elle manque de rythme même dans les vers. Un grand génie ne laisse pas d'en tirer parti, mais le génie même ne saurait lui donner le sonore et les inversions du latin, ni les mots

pompeux du grec et de l'allemand. Cette dernière langue est celle de la peinture et même de la grandeur: moins monosyllabique que l'anglais, plus originale, plus sonore et plus régulière dans sa grammaire elle réussit très-bien pour la poésie sublime; elle abonde en mots composés tels que celui-ci, „sanft-tauende Wolke“, une nuée qui se dissout doucement en rosée. . . . L'allemand n'est pas tout à fait correct; ses dialectes n'ont pas un centre commun aussi authentique que le langage de Paris l'est pour la France. Il y a trop d'e muets, trop peu d'a longs et d'o, trop de consonnes sourdes qui reviennent souvent; mais sa majesté est dans la réunion de deux idées nobles, dont il compose un seul mot, dans des inversions qui ont leur dessein marqué, qui expriment la passion et le feu dans des images hardies qu'exclut la timidité du français.“

Diese bemerkenswerte Brieffstelle ist gewiß gegenüber dem Französischen nicht durchwegs gerecht. Die Beurteilung der Fülle an e und der Armut an a und o im Deutschen ist vielleicht zu sehr von einem andern, südlicheren Sprachideal her beeinflusst und mag an die Meinung Friedrichs des Großen erinnern: Dieser hatte wegen der tonlosen e in den immer wiederkehrenden Endungen e, er, em, es, est, erere, ererer bekanntlich vorgeschlagen: „Man darf diesen Worten am Ende nur noch ein a hinzusetzen und sie in sagena, gebena, nehmena verwandeln, so werden sie unserm Ohre gefallen.“

Im ganzen aber ist diese Brieffstelle gleichsam ein würdiges Schlußwort und sprachliches Glaubensbekenntnis, das umso schwerer wiegt, als Hallers Deutschtum nicht bloß eine kritiklos übernommene Selbstverständlichkeit war: Aus den Schönheiten und Verführungen der vielen Sprachen und Kulturen, die er meisterhaft kannte, hatte er sich in einem zugleich mühevollen wie beglückenden Kampf auf den Urgrund seines Wesens zurückbesonnen.
